

Fremde Schuld.

Roman von W. Briggé-Brook.

(20. Fortsetzung.)

Man hörte es der umgrängung an, welche der treue Diener machte, um seiner todben Herrin Worte möglichst treu wiederzugeben, wie tief sie seinem Gedächtnis eingegraben, wie treu und fest er sie im Herzen getragen. Unschöne Male mühte er sie sich wiederholt haben, um auch nicht eine zu vermissen. Fleming verstand und drückte ihm dankbar die Hand.

„Und was hat Missis Dir noch aufgetragen?“ forschte er nach einer Pause, die er benutzt hatte, seiner Klüftung Herr zu werden.

„Sie wollte, ich sollte Master Hans zu Mister bringen und ihn dabei an das erinnern, was er ihr versprochen. Sie kann nicht ruhig in der dunklen Erde schlafen, hat sie gesagt, wenn Master Hans nicht glücklich wird.“

„D. Hannah, ich verstehe Dich,“ murmelte der geduldete Mann. „Du hast mir doch mitgeteilt. Du wußtest, daß ich schwach und hilflos war und vertrautlich lieber Dein Kind der Treue Deines Dieners.“

Und wiederum übermannte der kaum verwundene Schmerz um den Tod der angebeteten Frau den einsamen Mann, er vergaß des Regers Klage, vergaß alles um sich her und weinte laut.

„Nicht weinen,“ tröstete Casar ihn. „Missis haben gesagt, daß armer, armer Mister nicht um sie weinen soll. Sie sei glücklich gewesen und wolle gerne sterben, wenn nur Mister mit seinem Master zusammen sind.“

„Ich danke Dir, Casar,“ sagte sein Herr gefast. „Das, was Du Deiner Missis getan, soll Dir im Leben unvergessen sein. Doch jetzt erzähle, was macht mein Kind?“

„Mein Master ist in Hamburg bei guten Leuten,“ erwiderte Casar verlegen. „Da war Capitän von großes Schiff, der Casar über das Wasser gebracht, er hat gemeint, er kenne Mister und hat Missis lieb gehabt. Casar soll einsteilen allein nach Bremen gehen und mit seinem Master reden, es könne sein,“ hier sah er sich vorsichtig nach allen Seiten um und dampfte die Stimme, „daß Master nicht allen Leuten im Hause gelegen kam.“

Hans Fleming mußte die Augen niederlagen, er schämte sich vor seinem Diener. Wie richtig hatte der Capitän, ohne Zweifel sein alter Freund, gehandelt. Die plötzliche, unvorhergesehene Ankunft des Kindes würde ihn jedenfalls in große Verlegenheit versetzen haben. Er stand unglücklich auf und rief Frau Busch herbei. Bevor sie erschien, sagte er zu Casar: „Wir reisen morgen zusammen nach Hamburg, dort will ich für mein Kind schon Sorge tragen. Du müßtest wohl wieder bei mir sein.“

Eine kleine Weile jögerte Casar mit der Antwort, dann hob er den Krawattknoten auf in die Höhe.

„Wenn Mister erlauben, ich will bei Master bleiben,“ erwiderte er, „Missis hat so gewollt.“

„Da sagt man immer, die Regier sind keine Menschen,“ dachte Fleming tief beschämt.

Frau Busch kam aus der Verwunderung nicht mehr heraus. Nicht nur, daß ihr der Herr befahl, sie solle für den Schwärzen in einer der schon eingerichteten Fremdenstuden ein Bett aufmachen, nein, auch an dem Abendbrot des Herrn nahm er Theil, und überhaupt behandelte er ihn, wie einen Freund, und sprach mit ihm, wie mit seines Gleichen. Das mußten drüben curiose Zustände sein.

Frau Busch dankte ihrem Schöpfer, daß sie in Deutschland geboren und erzogen, wo man mit Schwärzen nichts zu thun hat.

Der folgende Tag war ein Sonntag. Früh mit dem ersten Zug fuhr Herr und Diener nach Hamburg, wo sie rechtzeitig eintrafen. Unter Casars Führung fand sich die Wohnung des Capitäns bald, und mit schweerm Herrsen hieß Fleming die Treppe hinauf. Auf sein Läuten erschienen ein frischwagiges Mädchen in der kleinsten Tracht der Friesen und fragte nach seinem Begehre. Sie führte die Besucher in das Zimmer ihres Herrn, der Schwärze trat beiseite zurück. Eine Zeit lang blieb Fleming allein und hatte Mühe, sich das Zimmer anzusehen. Zu anderer Zeit würde ihn die eigenartige Einrichtung desselben angezogen haben, heute hatte er für alle Selbstmitleiden nur einen kurzen Blick. Von brauchen vernahm man Mädchenlachen, Thürnen öffneten und schlossen sich, auch eine helle Kinderstimme wurde laut. Dem Wartenden schloß das Herz in sehnsüchtiger Liebe, kaum vermochte er nach an sich zu halten. Da ging die Thür auf, und auf den Armen des bärtigen Capitäns sah er ein Anbäulein sitzen, das er nun und nimmer als seinen Hans erkannt hätte.

Das blonde Köpfchen, das an den Fremden geschmiegt — haben Hans' Augen aus denen ihres Kindes den Vater an, fremd und bang und doch vertraut. Da wußte der Mann, was das herbe Lieb um Hansens Vaterherz gelegt, er streckte seine Arme aus, entließ das Kind dem Capitän und schloß die Thür.

„Guten Tag,“ rief er aus. Ein Thränenstrom erleichterte die Brust des Mannes.

Das Kind fing an zu weinen, bang strebte es zu seinem Beschützer zurück, der es lachend an sich nahm.

„Wir müssen unsern lieben Vater erst wieder kennen lernen,“ tröstete er Fleming, der seinen Schmerz nur mühsam bezwang. Er gab das Kind, das jetzt wieder better blühte, dem einsetzenden Mädchen mit der Weisung, sie möge ihn seiner Frau bringen, in spätestens einer Stunde hole er ihn ab, für jetzt habe er mit Herrn Fleming zu reden.

„Meine Frau und Töchter sind nämlich ganz natürlich auf den kleinen Mann,“ erklärte er, „es wird ihnen schwer, ihn wieder herzugeben, so sehr haben sie alle an das liebe Kind gewöhnt. Er ist — er auch ein Junge, auf den jeder Vater stolz sein kann.“

Es schien Fleming, als seien die letzten Worte besonders für ihn gesagt, er sah noch unglücklicher aus, als zuvor, und rang sich nach Worten. „Ich weiß alles,“ erleichterte der Capitän ihm den Anfang.

„So wissen Sie, daß ich ein jämmerlicher Schwächling bin, der sein angebetetes Weib elend verderben ließ,“ rief er in ausbrechender Leidenschaft.

„Doch, nicht gar so bißig, junger Freund,“ wechelte der ältere, besonnene Mann. „Sie schütten das Kind mit dem Bude aus. Ich will Sie nicht von jeder Schuld freisprechen,“ fuhr er fort, „und sage Ihnen, Sie mühen unter allen Umständen die damals geschlossene Ehe zu einer glücklichen machen. Andererseits, wer hätte Ihnen die eine so blühende, lebensvolle Frau so plötzlich sterben mußte.“

„Ich, meine Schwäche, mein unselbstiges Jögern haben sie in den Tod getrieben,“ beschuldigte Fleming sich dumpf.

„Vaterappart,“ schalt der Capitän, „dabei kann keine Rede sein. Darüber kann ich Sie gottlob beruhigen. Ich selbst habe den Arzt gesprochen, der Ihre Frau behandelt hat. Sie hat auf jeden Fall sterben müssen, das Karma trägt die Schuld, und dann war sie nicht vorsichtig. Es mag ja sein, daß Kummer und Sehnsucht den Ausgang beschleunigt haben, an ihrem Ende tragen Sie keine Schuld, nicht die geringste.“

„Sie geben mir das Leben wieder, Capitän,“ rief Fleming aus. Er athmete, wie von einer Last befreit, tief auf. „Sie wissen nicht,“ fuhr er nach kurzer Pause fort, „wie sehr mich der Gedanke an Hannas Lobe schuld zu sein, gepenigt hat.“

„Mein's schon, sehen ganz darnach aus,“ erwiderte dieser mitleidig und maß den suchbar veränderten Mann mit bewunderndem Blick.

„Sie sind sehr krank gewesen?“

„Für lange Zeit. Sie hätten sonst nicht nötig gehabt, sich meines Knaben anzunehmen, ich selbst hätte ihn mir geholt, wäre ich nicht lange ohne Besinnung gewesen, noch länger ohne Fähigkeit, meine Gedanken zu concentriren.“

„Damit wären wir glücklich zum Hauptpunkt unserer Besprechung gelangt. Was soll mit dem kleinen Mann geschehen?“

„Ich will ihn adoptiren, sobald ich im Stande bin.“

„Das ist das Geringste, was Sie seiner Mutter schulden,“ versetzte Brintmann trocken. „Schlimm ist dabei, daß das Gesetz für den Fall einer Altersgrenze vorschreibt und daß Sie diese Grenze noch lange nicht erreicht haben. Wie nun, wenn Sie den Zeitpunkt nicht erleben sollten?“

„Dann werde ich das Kind in meinem Testament beenden, ihm ein Legat zuweisen.“

„Das alles entschädigt den Jungen nicht für das, was ihm fehlt, für seinen erlöschenden Namen. Man denkt sehr streng bei uns in Deutschland über diesen Punkt.“

„Was kann ich thun?“ fragte Fleming erregt. Es wurde ihm heiß und kalt bei dem Gedanken.

„Da ist schwer rathen. Adoptiren ist noch das Einzige, Beste! Schließlich thun Sie das Bessere, wenn Sie von hier aus gleich zu einem Anwalt gehen, um ihm ein Schriftstück aufsetzen lassen, in welchem Sie das Kind als Ihren rechtmäßigen Sohn anerkennen. Kommt's dann durch irgend einen Unglücksfall nicht zum beabsichtigten Adoptiren, so ist doch das Anerkenntnis da, und das ist doch wenigstens etwas.“

„Ich würde glücklich sein, wollten Sie mich auf diesem Wege begleiten.“ schlug der Handlungser erleichtert vor. „Ohnehin brauche ich einen Zeugen.“

„Und einwilligen?“ suchte Brintmann, der bereits Anwalt für Hansens Recht, das Gespräch auf das Kind zurückzuführen.

„Einwilligen! Da war guter Rath theurer. Fleming erzählte dem Capitän von seiner Mutter Plan und mußte erwähnen, daß diese ihn zu verzweifeln wünschte. Ohne ihn in die näheren Verhältnisse einzunehmen, ließ er durchblicken, daß hier ein Geheimniß walte, dem er zu liebe sich fügen müsse.“

Der Capitän begriff. Es war nicht Klugheit, nicht Gleichgültigkeit gegen das Andenken der Verstorbenen, es war ein hartes, ein unerträgliches Muth, das den jungen Mann in eine unerwünschte Ehe trieb. Ihm that der arme Mann leid. In jedem Falle war er, wie kaum ein zweiter Mensch, das Opfer widriger Verhältnisse.

Im großen Ganzen konnte der erfahrene Mann Frau Hildegards Plan nicht verdammen. Nur so öffneten sich dem Kinde die Thore seines Vaterhauses, es galt nur noch, die künftige, junge Frau der Aufnahme des Knaben geneigt zu stimmen. Das zu erreichen, traute er Fleming zu, denn er liebte seinen Sohn von ganzem Herzen. Bis es soweit war, gingen Monate ins Land. Hans der Kleine blieb auf die Fürsorge Fremder angewiesen. Es durfte selbst der Vater sein Kind nur selten sehen, sonst mochte der Vierjährige ein treues Gedächtnis zeigen, daß ihm dann später das Einleben in's Vaterhaus erschweren würde. Der Capitän sah nachdenklich da, er rauchte heftig, in kurzen Zügen, bei ihm das untrügliche Zeichen hoher Erregbarkeit.

„Ich glaube, wir rufen meine Frau herbei,“ meinte er endlich, als ihm nichts einfallen wollte. „In solchen Dingen wissen die Weiber Rath, und das Kind soll es gut haben, bis Sie es haben können, das ist gewiß.“

Er verließ das Zimmer und kam mit einer gut aussehenden Dame zurück. Ohne Ziererei ging sie auf den Kaufherrn zu, reichte ihm ihre volle, weiche Hand und nahm unbeständig seine herzlichsten Dankesworte in Empfang.

„Sie möchten uns wohl Hanschen entführen,“ eröffnete sie das Gespräch, „das wird meinen Mädchen leid sein, sie wissen sich nicht wenig mit dem süßen, kleinen Kerl.“

„Der Fleming kann das Kind für's erste nicht aufnehmen,“ kam der Capitän dem Begehren um Hilfe. „Er wird betrahen, und die junge Frau muß sich doch erst gewöhnen, bevor man ihr die Sorge für das Kind überläßt.“

„Mehr brauchte nach des braven Mannes Ansicht die Frau nicht zu erfahren, am wenigsten, daß Hansens Dasein der künftigen Mutter noch ein tiefes Geheimniß war. Dazu fand sich, mußte es einmal sein, immer noch Zeit.“

Frau Brintmann überlegte nicht lange. „Wenn's so ist, könnten wir, das heißt, wenn Du wollest,“ wandte sie sich lebhaft an ihren Gatten.

„Den kleinen Kerl behalten,“ erwiderte dieser vergnügt. „So hatte ich's erwartet. Sie sehen, Herr Fleming, die Haupt- und Nebensache ist leicht gelöst. Wollen Sie uns den Jungen anvertrauen?“

„Ob ich will!“ Der Handelsherr schlug dankbar in die gebotene Hand des älteren Freundes ein. Ein Stein fiel ihm vom Herzen.

„Wie werde ich Ihnen jemals danken können,“ kramelte er.

„Dadurch, daß Sie dem Kinde gerecht werden, wir verstehen uns,“ nickte Brintmann vielgelaun.

Der Kleine wurde herbeigeholt und kam in Begleitung zweier allerliebster Mädchen im Alter von fünfzehn bis sechzehn Jahren, die ihn nicht von der Hand ließen.

Von ihnen fort strebte er zur Thür zurück, in der er erst wieder mit Casar erschien.

„Du Casar, hierbleiben,“ sagte er gleichsam vor sich.

Die Worte, die einen Beweis von der Unabhängigkeit des kleinen Burschen gaben, beglückten seinen Vater sehr, vorsichtig und unter Vermeidung jeglicher Färllichkeit gelang es ihm, den Knaben an sich zu ziehen, und eine Viertelstunde später sah Hanschen höchst vergnügt auf des Vaters Armen und ließ die Pferde laufen, bis ihm die Kraft erlahmte.

„Was machen wir aber mit dem da?“ fragte der Capitän und wies auf den leise hinausgeschleichenden Negler.

„Es fand sich, daß man im Hause für Casar keinen Platz hatte; nach Bremen zu kommen, weigerte Casar sich. Seine Missis hatte befohlen, beim Master zu bleiben, daran hielt er unüberwindlich fest.“

Man einigte sich schließlich dahin, daß er irgendwo ganz in der Nähe des Hauses untergebracht werden sollte, von wo aus er täglich nach dem Knaben sehen konnte, eine geeignete Thätigkeit für ihn zu finden, befehlet der Capitän sich vor. Nachdem alles so in bester Ordnung, verließ der Hanselbater die Stadt mit viel leichteren Herzen, als er sie betreten. Nun war er nicht mehr arm, nicht mehr allein, ihm lebte der Sohn, das Kind der heiligeliebten Frau, ihr heiliges, ihm über alles theures Vermächtniß. Von nun an hatte sein Leben, das fühlte er, wieder einen Zweck.

(Fortsetzung folgt.)

— Eine lange Nase. Ras-fagier (zum andern): „Sie, werden Sie den Kopf nicht so weit zum Fenster hinaus, wenn ein anderer Zug kommt, fährt er Ihnen die Nasenspitze fort!“

— Ein Wohlthäter. Frau: „Aber Arthur, wie konntest Du Dich nur so benehmen?“ Mann (von einer Wohlthätigkeitsveranstaltung heimkehrend): „Ach, Bertha, was hat man nicht für die Frauen!“

Der Rosenhut.

Von Helene Lang - Anton.

Leinwand Schmitzbach von den Dragonern war ein patenter Junge, der schneidste Reiter, der größte Kurmacher und hatte auch sonst viele liebenswürdige Eigenschaften. Dazu gehörte, daß er nirgends fehlte, wo etwas los war. Doch sein Hauptverdienst war und blieb der Sport. Ein Rennen, auf dem er nicht wenigstens einen Preis gewonn, war schon seit mehreren Jahren undenkbar.

Und nun war das Unglaubliche geschehen. Er hatte sich beim ersten Rennen um zwei Rosenlängen schlagen lassen. Es schien ihm nicht einmal sonderlich zu berühren.

Als er auf den Sattelplatz zurückritt, achtete er nicht der vielen Unzufriedenen, die alle auf seinen Gaul gefast hatten. Sein Blick glitt über sie hinweg nach der Tribüne.

Seine Freunde schüttelten die Köpfe.

Als er nun gar beim vierten Rennen zurücktrat und Neugeld bezogte, wollte das Verwundern kein Ende nehmen.

Nur von Schmolliw von den elften Klauen, sein größter Konkurrent, freute sich. „Der rote Baron“, wie er seiner brennendroten Haare wegen genannt wurde, hatte dadurch mehr Chancen. Schmolliw hatte auch einen anderen Namen, den man sich allerdings nur in die Ohren flüsterete, „Der Dolchbaron“. Man wußte nicht genau, ob er zu viel verausgabte oder zu wenig Geldmittel zur Verfügung hatte. Thatsache war, daß er in fester Geldverlegenheit gezeigte, wie er selbst sagte, und sehnfüchtig auf den Tod einer alten Tante wartete, die ihn zum Universalerben eingesezt hatte.

Beim nächsten Rennen, das acht Tage später stattfand, erschien Schmitzbach zum Erstaunen aller im „Full dress“, nicht wie sonst im leichteren Reitrod und der über die Ohren gezogenen Keilmütze. Er kam als Zuschauer, hatte gar nicht gesehnet. Am Totalisator herrschte Ratlosigkeit.

Alle die Beobachtenden, die sein eigenes Urteil hatten, waren in größter Verlegenheit, auf welches Pferd sie nun setzen sollten. Die Damen, die Kameraden wunderten sich. Niemand kannte den Grund seines sonderbaren Benehmens.

Nur der rote Baron schien etwas zu ahnen. Er hatte Schmitzbach schon im vorigen Rennen scharf beobachtet. Er lächelte eigentümlich, als er an Schmitzbach herantrat.

„Ach, Sie wollen mal Kritiker spielen?“

„Willest; vor allem mal als Mensch einem Rennen beizohnen.“

„Als Mensch?“

„Na ja, man will doch mal unabhängig angezogen ein Rennen mitmachen.“

Der rote Baron lächelte noch mehr. Sein Auge überlag die patente, geschniegelte Erscheinung Schmitzbachs, der sich schon wieder von ihm abgewendet und seine Aufmerksamkeit auf einen roten Rosenhut lenkte, der auf der Tribüne in der zweiten Reihe der letzten Loge saß und nur ab und zu distrikt hinter dem ungeheuren Federhut der biden Frau Major Schaper hervorlugte.

Auch darüber quittierte der rote Baron mit einem Lächeln. Er war also auf ganz richtiger Fährte. Schmitzbach hatte sich anscheinend in den roten Rosenhut, der schon auf dem ersten Rennen Aufsehen erregte, rettungslos verliebt und aus diesem Grunde auf das Mitreiten verzichtet. Er wollte Eindruck machen, wozu der stolpse Reitanzug nicht geeignet, wollte wohl auch mehr in der Nähe der Angebeteten bleiben.

„Göten Sie mal, lieber Schmolliw,“ wandte er sich lebhaft an den Kameraden, „können Sie mir nicht sagen, wer die Dame mit dem Rosenhut ist, die hinter Frau Schaper sitzt?“

„Sie ist mir schon das letzte Mal aufgefallen. Muß 'ne Ausländerin sein, hat so was Apartes.“

Von Schmolliw zuckte die Achseln.

„Bedaure, bin nicht orientirt. Aber die Dame ist mir auch schon aufgefallen. Wirklich famosere Erscheinung. Werde mich erkundigen.“

„Ja, bitte, Sie täten mir einen großen Gefallen. Sie wissen, wenn ich mich noch einer Dame erkundige, gibt's schlechte Witze.“

„Werde es schon herausbekommen. Ich tu' Ihnen ja gern jeden Gefallen, leider beruht das nicht auf Geseusfertigkeit.“

„Wie so?“

„Nun, vorgestern im Kasino —“ Schmitzbach erinnerte sich. Schmolliw hatte ihm um hundert Taler angesetzt und er hatte in einer Anwesenheit von Solibität diese verweigert. Fast verlegen sagte er: „Es war mir vorgestern tatsächlich nicht möglich, Ihren Wunsch zu erfüllen. Aber wenn Sie mir den Namen und die Verhältnisse jener Dame auszusprechen oder mir Gelegenheit geben, mit ihr bekannt zu werden, verschaffe ich Ihnen das Geld. Einzelgänger?“ Er hielt dem roten Baron die Hand hin. Dieser jögerte einen Augenblick, dann schlug er ein. „Abgemacht. Wann kann ich das Geld haben?“

Verblüfft sah Schmitzbach ihn an.

So sicher war er seiner Sache? Vielleicht wußte Schmolliw, wer der rote Hut war und ließ ihn hereinfallen. Gleichviel. Es kam ihm auf ein paar Hundertmarktscheine nicht an, wenn Schmolliw ihm nur die Bekanntschaft mit dem entzündenden Gesicht ermöglichte. Er war ja von Natur nicht schüchtern und nie um eine Ausrede verlegen, wenn er etwas erreichen wollte; aber er konnte doch unmöglich an diese elegante Dame, die sich so vornehm gab, ohne weiteres herantreten und sich vorstellen.

Auch andern Herren war der Rosenhut aufgefallen und es hatten sich vor der Loge, in deren Hintergrund die Rosenkönigin thronte, ganze Gruppen von Herren gebildet, die interessiert miteinander plauderten und noch interessierter die neue Erscheinung musterten.

Schmitzbach hatte sich gegenüber der Tribüne aufgestellt und schien alles andere vergessen zu haben. Unentwegt starrte er die junge Dame, die sich durch die allgemeine Aufmerksamkeit gar nicht geniert fühlte, an. Sie nahm die vielen bewundernden Blicke lächelnd entgegen, und es kam Schmitzbach in seiner erwachten Eifersucht vor, als ob sie darauf reagiere. Gleich darauf verwarf er den Gedanken wieder als eine unerhörte Beleidigung der sich tadellos gebenden jungen Dame.

Er hatte sich fest vorgenommen, sie nicht aus den Augen zu lassen. Schon vor Beendigung des Rennens war er nach dem Wagenpart gegangen. Er hatte auch den Rosenhut mitten im Gedrühl der Menge aufsuchen gesehen und sich herangebracht. Aber er war doch zu spät gekommen.

Als sie sich trennten, wollte er näheres wissen.

„Heut abend beim Essen im Kasino erzähle ich Ihnen alles“, sagte Schmolliw, „vielleicht sind Sie auch so gut, das Geld mir mitzubringen.“

„Das Geld bringe ich mit, aber das, was Sie über die Dame erfahren, muß ich jetzt gleich wissen. Wie heißt sie? Und wo kann ich sie kennen lernen?“

Schmolliw räusperte sich und sagte dann langsam, jedes Wort betonend: „Sie heißt Gusti Schneider. Und wenn Sie in Berlin im Hotel Monopol absteigen, ist es Ihnen ein Leichtes, sie kennen zu lernen.“

„Ah, im Hotel Monopol? Sie logieren da?“

„Ja, sie logieren da. Aber Sie müssen, wenn Sie sie sehen und sprechen wollen, ein Zimmer in der zweiten Etage nehmen.“

„Zweite Etage? Warum denn?“

„Da ist sie nämlich Zimmermädchen seit einem Jahr. Adieu, lieber Schmitzbach, und viel Vergnügen.“

Chirurgische Leberpflanzungen.

Die Wunderthaten des New Yorker Chirurgen Alexis Carrel, der dieses Jahr mit dem Nobelpreis ausgezeichnet worden ist, erscheinen als die praktische Verwirklichung einer sehr alten Idee. Schon früher hat man versucht, verlorene menschliche Gliedmaßen durch andere zu ersetzen, ohne daß freilich solch komplizierte Transplantationen gelingen wären, wie sie Carrel ausgeführt hat. In einer Wochenchrift veröffentlicht nun Louis Forest die Abbildung eines italienischen Bildes vom Ende des 16. Jahrhunderts, auf dem die Leberpflanzung eines ganzen Beines mit dem Schenkel dargestellt wird. Einem Manne, dessen Bein amputirt ist, setzt ein Arzt das frisch abgeschchnittene Bein eines Regers an; dieser Unglückliche ist im unteren Teil des Bildes dargestellt, wie er stirbt. Die ganze Art, wie diese Leberpflanzung durchgeführt wird, kann nach der Ansicht des Fachmannes keine Erfindung des Malers sein, sondern muß auf irgendwelche Vorbilder oder Versuche der Wirklichkeit zurückgehen. Man hat wahrscheinlich schon damals versucht, durch die Verbindung noch lebender Gewebe mit dem Körper ein Zusammenwachsen des fremden Gliedes mit dem Organismus zu erzielen. Formen der Leberpflanzungen gewisser menschlicher Gewebe sind schon im alten Indien bekannt, wo eine ganze Kerkelklasse berühmt war durch ihre Geschicklichkeit, abgeschchnittene Nasen durch andere zu ersetzen. Das Abschneiden von Nasen bei Verbrechern war eine häufig ausgeführte Strafe, so daß es den Aerzten an frischem Material für ihre Operationen nicht fehlte. Die Fortschritte der Leberpflanzung menschlicher Gewebe, die die indische Medizin gemacht hatte, sind auch nach Europa gelangt und um die Mitte des 15. Jahrhunderts findet sich in Italien eine aus Sijilien stammende Familie herunziehender Aerzte, die Branca, Vater und Sohn, die wegen derartiger Operationen einen guten Ruf hatten. Im 16. Jahrhundert gab es in Bologna eine Schule sehr geschickter Aerzte, die sich viel mit Leberpflanzungen beschäftigten. Da das dortige forrest ausgefundene Gemäde der bolognesischen Schule angezogen scheint, so wäre hier ein Zusammenhang gegeben. Willest ist der dargestellte Arzt der berühmte Bologneser Chirurg Gaspar Tagliacozzo, der



Abend-Kostüme haben durchscheinende Taillen. Wenn auch die Mode der neueren Abend-Kostüme häufig schwerer gemacht werden durch schwere Brocade oder „emboßed“ Samt, sind die Taillen so luftig, wie man es sich nur denken kann; oft wird eine Lage Net über einem Futter von fleischfarbigem Stoff gearbeitet, um den Eindruck des ausgeprochenen Dekolletiers zu geben. Das hier abgebildete Kostüm hat eine Taille von Spitzen und Net und der Rock ist aus rosenfarbigem oder grauem Brocade gemacht und über einem Interrod drapiert, das aus Net und Spitzen hergestellt ist. Die vorletzte Schleppe an der Seite ist ein eigenartiger Geschnad. Knöpfreihe aus rosa Satin begleiten das Kostüm.

Unsere Schnittmuster - Offerte.



Ein einfaches aber hübsches Kostüm. Damen - Hans - oder Dressing-Sack. Schottischer Planel in einer hübschen Farbe von rosa wurde für dieses Kostüm verwendet. Die freien Kanten der Manschetten und des Arzgeps sind mit Eliderei besetzt. Das Dessin eignet sich für Seide, Planel oder Crepe. Das Muster kommt in 6 Größen: 32, 34, 36, 38, 40 und 42 Zoll Brustweite. Es benötigt 2 1/2 Yards 44-zölligen Stoff für die 36-zöllige Größe. Preis des Musters 10 Cents.

Bestellungs-Anweisungen

Diese Muster werden an tragender Adresse gegen Einfindung des Preises geschickt. Man gebe Nummer und Größe und die volle Adresse deutlich an und schicke den Coupon nebst dem oben erwähnten Preis an das

Pattern Department, Omaha Tribune, 1311 Howard St.

Der „Omaha Tribune“ Pattern Coupon. Ich wünsche Muster No. Zoll, Brust- oder Taillenweite (Zahce bei Kinderstücken.) Name No. Straße Stadt

1599 starb und wohl einmal das glücklichste Experiment gemacht haben kann, ein Regierbein auf einen reichen Patienten, der sein eigenes Bein verloren hatte, zu überpflanzen. Das freilich dieser Carrel des 16. Jahrhunderts mit diesem tollkühnen Versuch, der alle heutigen Operationen weit hinter sich läßt, Erfolg hatte, ist ausgeschlossen.

Kleinblättrige Chinabäume weisen einen weit höheren Gehalt an Chinin als großblättrige. Es gibt verschiedene ostindische wilde Weiden, die dem Menschen schon bei leiser Berührung mit ihnen heftigen Schmerz verursachen, für ihn aber oft auch noch ernstere Folgen (eine Art Vergiftung) haben können.